

Föhnwind

Autor(en): **Amberger, Olga**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **18.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Föhnwind.

Skizze von Olga Amberger, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

An einem unruhigen Märzorgen, als der lebendige Vorfrühling ins Land hineinschaute, rauschte der heiße, hungrige Föhn durch die Straßen. Er wollte mit brausender Stimme siegen und herrschen und kurzerhand jeden zögernden Schneerest vertilgen. Raun sah er daher die weißen stolzen Tücher in einem weiten Hausgarten hängen, da fuhr ihm die Wut in den Rachen. Er hielt die Wäsche für Schnee und schob mit tosendem Atem darüber her. Da der grünende Garten zum Armenhause gehörte und die angefallene Leinwand ererbte Glanzstücke der Hausverwalterin waren, so sammelten sich eilig und ungerufen alle acht Häuslerinnen, fast lauter steinalte Frauen, und wackelten hilfsbereit, aber mühsam in den aufgeregten Wäschegarten hinunter. Sie strengten sich an, die wild gewordenen Tücher zu fesseln; es gelang ihnen jedoch nur halb, ja, es ergab sich bloß ein eifriges Armeschlenkern und Köpferecken ohne erfolgreiches Ende. Der strenge Föhn aber lobte die rühmliche Mühe der Alten nach seiner Art und strich ihnen empfindlich hart über den Scheitel. Die jungen Mägde kamen schließlich zu Hilfe, und die Prunkwäsche des Hauses wurde gemeißelt und flink geborgen. Reuchend zogen die müden Frauen sich wieder zurück. Eine war unter ihnen, die hatte so hilfreich die hageren Arme erhoben und war doch zu klein gewesen von Gestalt, um die schaukelnde hohe Leine zu erlangen. Dennoch hatte sie Stück um Stück der Wäsche vermeintlich mit eigenen Händen abgenommen, als sie hinter den Mägden her sich gewehrt hatte gegen den Sturm und als sie die kurzen alten Beine beständig in Bewegung gehabt, dahin und dorthin gelaufen war, aber im Grunde nichts ausgerichtet hatte.

Während sie sich wieder in der trüben Stube vergrub, schob es ihr auf einmal deutlich vor die Augen, daß sie allein rein nichts erreicht hatte. Und mit Seufzen dachte sie an ihren verstorbenen Vater. Dem ehemals steinreichen Gutsherrn war es im stürmischen Leben ähnlich ergangen. Stets hatte er seine strebenden Kräfte hergeben wollen, doch überall waren die willigen Arme zu kurz gewesen. Andere hatten seine Geschäfte kühn und leicht vollführt, selbstverständlich den Gewinn eingestrichen, dem unnütz Arbeitenden den Bettelstab aufgezwungen und ihm daran den Weg ins Grab hineingewiesen. Am Ende schloß seine einzige Tochter die Tage im Armenhause ab, ohne daß sie die heiße Liebe, die ihr lockend nahegestanden, hätte austrinken dürfen. Als noch der Jugendglanz in ihren Augen übermütig gleich schillernen Goldschuppen gesprüht hatte und die weiße Stirne ohne Falten gewesen wie ein silbernes Band, da war ihr horchendes Herz jauchzend erwacht, weil der junge Sänger als Gast des Vaters ihr auf einmal alles himmlische Glück auf Erden bedeuten wollte. In pochender, schwellender

Liebeswonne hatte sie im Gartenhause in seinen Armen gelegen an jenem blauen Tage, als der Föhn mit dem Vorfrühling einen zuckenden Feueranzug in der Luft angefacht hatte. Aber mit gelähmter Freude hatte sie sich bald darauf einsam gefunden, nachdem der Vater Gut und Leben verloren.

Jetzt strickte das alte Weib zwei Maschen, die mit langen Fäden wie Tränen an der Nadel hingen, während das graue Garn um die dünnen Finger sich wand gleich einem modrigen, welken Zweiglein.

Unterdessen hatte draußen der Föhn noch viel zu tun; er drückte den Rauch, der höhnisch über den Raminen ein vorwichtiges Herdfeuer verraten wollte, unwillig nieder und hieß die Bäume sich bücken, daß sie am liebsten davongeschlichen wären. Ferner hatte er noch die zusammenklingenden Töne einer Handharmonika und einer Gitarre zu zerlegen und stückweise vorauszujauchen in den Flecken Urdorf hinein, damit allenthalben die Leute beizeiten ans Fenster ständen und gutwillig ausharrten, um die Ursache der sonderbar zerschnittenen Musik vor Augen zu bekommen. Wie eine verzettelte Staubwelle, die der Föhn stoßend näher rollt, flossen die Musiktöne heran, bis es sich zeigte, daß zwei traurige Gesellen die Musikanten abgaben, die frühzeitig durch das tauende Land gezogen waren in der Hoffnung, die Menschen schon gebefreudig und frühlingstfroh anzutreffen. Gegenüber dem Armenhause, das abweisend hart und kalt an der Straße stand, kam die Bauernfrau im runden Rocke auf die Holzlaube hinaus, stemmte die Hände ein, ließ die Augenlider auf- und niederpielen, des flackernden Staubes wegen, und sah so scharf als möglich die näher rückenden Wanderer an. Sie gewahrte zuerst, daß der größere ein blaues hohes Halstuch unter den schwarzen Haaren trug, weil er den steifen Nacken verhüllen wollte. Ueber seinem zerschundenen Mantel hing die gelbliche Gitarre an einem bleichen blauen Bande, das wie ein übriggebliebenes Streifen Jugendlust auf dem braunen Stoffe herumzappelte, was die Frau aber nicht entdeckte, wogegen sie sah, daß der Mann mit der Laute den rechten Fuß nachschleppte und fortwährend beim Spiele mit seinem nahe neben ihm gehenden Musikbruder flüsterte. Sie trat ins Haus zurück und holte mit lautem Rufen ihr kleines Mädchen heraus, gab ihm wohlgefällig einen Zehner und hieß es hinuntergehen, um den Leuten die Münze zu schenken. Sie tat alles auffällig mit einem beobachtenden Blicke nach dem Armenhause hinüber, weil ihr viel daran lag, daß die dortige Vorsteherin, die vielwissende Schwester Medtildis, ihre Mildtätigkeit wahrnehme. Der Schwester senkte sich eine starre weiße Haube bis dicht über die großen Augen. Sie hatte aus der marienblauen Schürze die Brille

genommen und die Gläser, ohne sie zu entfalten, vor die Augen gehoben, während sie sich mit halbem Körper ein wenig zum Fenster hinauslehnte. Nachdem sie die bettelnden Musikanten erspäht, spendete sie rasch ein wohlgeformtes Lächeln nach der Frau hinüber. Es galt als zustimmendes Zeichen und sollte heißen, die Nachbarin habe sich mit dem Almosen ein Stück Himmel gesichert. Die Schwester selbst aber schloß ihr Fenster schleunigt und sorgte dafür, daß keine der aufmerksamen alten Frauen an den Scheiben sich zeige, damit das Armenhaus daliege wie eine abgesonderte farge Totengruft. So blieb nur das Madonnenbild, das mit zarter Anmut die Mauer beleben wollte, aber jämmerlich verwaschen war. Davor spielten die zwei Gefellen umsonst eine Melodie von wundersam ineinanderfließenden Tönen, die nirgends einen Anfang nahmen und kein Ende fanden, unaufhörlich kreisend wie das hüpfende, junge Lebensblut. Die beiden Spieler hatten noch einen dritten um sich; es war ein blutjunger Mann mit braunem Gesicht; der sammelte den mager herbeischleichenden Lohn. Es blieb ihm aber nur die linke Hand dazu; denn der rechte Arm saß bloß als ein knapper Klumpen am Leibe. In der Linken hielt er ein weißes verbogenes Blech, womit er behende jede Münze, die aus einem Fenster gewirbelt kam, erhaschte und in die Tasche rollen ließ. Dagegen schenkte seine schön gezeichneten Lippen ein gutklingendes „Grazie“. Wenn aber ein hübsches Bauernmädchen am Fenster lächelte, so nahm er mit einer leichten Bewegung das Tellerchen zwischen Daumen und Zeigefinger und winkte mit den drei übrigen Fingern auf eine zierliche, mädchenhafte Weise der Schönen zu, wobei ein dankbares Leuchten seine Augen erheiterte. Dazu verneigte er sich und mochte dadurch jedem jungen Mädchen gefallen, das in der Folge vielleicht noch mehrmals, ohne es zu wollen, des braunen Jünglingskopfes gedenken mußte. Den älteren Leuten wiederum blieb etwa ein Ton im Ohre zurück, den der Föhn jedesmal bei seinem Auftreten aufs neue mit sich durchs Dorf schleifen würde. Manchem war auch der alte Mann mit der Handharmonika aufgefallen; er war nämlich blind, aber in seinem Gebaren weder ängstlich noch unsicher; er spürte mit der Ellbogen spitze während des Spieles die Nähe seines Gefährten und folgte seiner Richtung. Ueberdies war durch ein Loch seines Mantels eine dünne Schnur gezogen, deren Ende sich um die Schulter seines Musikbruders wand, derweilen sie lose zwischen beiden Männern hing. Damit ließ sich der Blinde in gefährdeten Augenblicken leiten und fühlte sich beschützt. Seine Wangen waren rot gefleckt und die Lippen trocken, während ein Fieber in seinen Händen zu zittern schien. Es war aber die Erinnerung, die seinen Körper durchfloß und sein Herz bedrängte. Schon längst hatte er seinen Kameraden gefragt:

„Sind wir in dem engen Tale zwischen den hohen Bergen? Siehst du das weiße Haus mit dem

großen Garten? Glänzt in der Ferne der See?“

Und sein Gefährte, der einstens zur Laute weiche Minnelieder und wilde Balladen gesungen und sich eine eigene, schmuckreiche Sprache darnach zurechtgedreht hatte, raunte beim Spiele dem Blinden zu:

„Wohl wandeln wir durch das enge Tal mit den hohen Bergen, der Schnee klammert sich an ihren gewölbten Nacken; aber noch kann ich das helle Haus nicht erspähen; der grüne See liegt nur wie ein dünner Faden weit in der Ferne.“

Als sie endlich das Dorf verlassen hatten und die nachtanzenden Kinder zurückgeschlendert waren, hörten sie mit der Musik auf, und dem blinden Alten zuckte die Unruhe quälend über das Falten Gesicht.

„Jetzt muß es kommen,“ drängte er, und sein Nachbar fing wiederum an:

„Ich sehe bloß das weite gelockerte Feld, und ein Weib gräbt darin; sie trägt ein himmelblaues Tuch und ein rotes Kleid, so rot wie der Acker, so rot wie die Bergabhänge, deren Bäume noch lektjähriges Herbstlaub abschütteln sollten.“

So zogen sie schleppend weiter, der Landstraße nach, und auf einmal begann der Sehende zu sprechen:

„Hier ist es, das weiße und mächtige Haus, und steht im weit ausgedehnten Garten; die Fenster sind leer wie ausgestochene Augen, und die Mauer ist ausgefogen vom Sturme; sie zeigt das nackte Gerippe. Das große, eiserne Tor ist verschlossen und mürbe; der Rost fließt in breiten Streifen darüber hin wie wellige rote Frauenhaare...“

„Siehst du das Gartenhaus zwischen den hohen Bäumen? Siehst du die Inschrift und das gemalte Wappen?“

„Ja, das Gartenhaus ist wie ein ausgehungertes Geschöpf und redt die Arme zersplittert in die Höhe; am Eingange hängt ein hölzernes Band wie ein Marterholz; es ist blau, und darauf steht — kaum kann man es lesen — Wiedersehen. Neben den schwarzen Tannen drückt sich eine Steinfigur in den Schatten; sie mag aus Marmor sein, und der grüne Schimmel hält sie umschlungen. Jetzt seh' ich ihn auch, den glänzenden See in der Ferne; er ist breit geworden, und die Wellen schieben sich emsig und rund an das helle Ufer.“

„Es ist der Ort,“ erkannte der Blinde, „aber er ist kalt und tot; nur der Föhn streicht noch heiß wie an jenem blauen Tage, als sie im Gartenhause in meinen Armen gelegen, und die Luft weht abermals glühend und trocknet mich heute aus...“

Er ließ sich auf einen Stein am Wege setzen, und die beiden andern schauten nach dem erbettelten Gelde. Der Einarmige, der vorausgegangen war, brachte die Hand gefüllt aus der Tasche und hielt sie wie ein vollgewürfeltes Almosenbecken dem Lautenspieler entgegen. Der packte mit zwei Fingern Stück um Stück aus dem Haufen und zählte langsam und geizig das Geld zusammen, um es zuletzt in den gemeinsamen Kasten zu schütten.



Alfred Marxer, Zürich-München.

Weißer Hahn (1910).

Auf einer nahen niedrigen Wiese war eine tote Krähe an einem Pfahle aufgekniüpft und schimmerte matt wie Trauerseide. Der Föhn spreizte ihre breiten Flügel und schleuderte dem stöhnenden Alten eine Handvoll Staub in die blinden Augen, als wollte er ihm zum zweiten Male den Weg verdunkeln und ihm damit jede

Erinnerung auslöschen. Die schwarzen Wolken über ihm waren vom Föhne verjagt; am Rande des Himmels aber drängten sich glänzende Wölklein herauf, zielten hoffnungsvoll gegen die Strömung des Windzuges und waren wie Erinnerungen, die sich nicht wollen vertreiben lassen vom Wehen der Zeit...

Simplicius.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Francesco Chiesia, autorisierte Uebersetzung von Josy Priems, Zürich.

II.

(Schluß).

So war er denn tot? Vielleicht doch nicht; denn wieder war er erwacht und sah, wie die Palmen der Oase noch immer ihre zarten Zweige über seinem weißen Haupte schaukelten und das Quellchen noch immer sein Antlitz widerspiegelte. Und dennoch hatte er die unzweifelhafte Empfindung des Sterbens gehabt. So ganz verschieden von dem gewohnten Einschlafen war dieses Schwinden der Kräfte, dieses Erlöschen des Bewußtseins gewesen. Dann hatte er die Augen wieder aufgeschlagen, und die Sinne waren ihm zurückgekehrt; allein, wie anders war es gewesen als bei einem vom Schlaf Erwachenden! Dies war Auferstehung, nicht Erwachen! Auch nach dem längsten Schlaf, auch nach gewissen Krankheiten, die den Geist während Wochen und Monaten lähmen, ist das Erwachen immer eine Fortsetzung des vorangegangenen Lebens, ein so enges, festes Wiederanknüpfen der Gegenwart an die Vergangenheit, als wäre nie eine Unterbrechung eingetreten. Vom Schlafe machen wir uns stets eine negative, nicht eine positive Vorstellung. Nach unserm Empfinden ist er nicht etwa ein finster aufragender Berg, der das Gestein vom Heute trennt, sondern höchstens eine schwarze Kluft, über die wir hinwegkommen, ohne daß wir uns dessen bewußt würden. Und schauen wir uns am Ende des Weges um, so scheint er uns eben und ununterbrochen. Was Simplicius dagegen hinter sich fühlte, das war hart und fest wie Stein: es war ein Berg, nein, ein Gebirge aus schwarzen Felsen, das er nicht überschritten, sondern dessen Inneres er auf endlosem, schaurig engem Pfad durchquert hatte, indem er sich, nach Art des Holzwurmes, den Weg Zoll für Zoll durchgraben mußte. Und diese furchtbare Fron hatte Jahrhunderte gebauert; dann war es ihm gewesen, als würde die hindernde Masse weniger hart, weniger schwarz. Und eines Tages bemerkte er, daß er Haupt und Arme frei bewegen konnte, daß das schwarze Gestein lichter Tag geworden war. Neugierig, doch gelassen schaute er um sich, ein wenig wie ein Kind, das wohl darnach verlangt, die Dinge, die ihm allmählich vor Augen treten, kennen zu lernen, das jedoch keinerlei Verwunderung darüber empfindet. Verwunderung empfindet der erwachsene Mensch, wenn sich ihm eine Erscheinung des Lebens offenbart, die von dem Begriffe, den er sich bereits von ihr gebildet hatte, verschieden ist oder gar im Widerspruch dazu steht. Er verwundert sich, wenn er vergleicht. Das Kind dagegen findet weder in seinen Erinnerungen, noch in seinen Erwartungen Begriffe, die ihm einen Vergleich möglich machen, und deshalb scheinen ihm auch die ungewöhnlichsten Dinge natürlich. So war es mit Simplicius. Sein Gedächtnis war an Bildern sozusagen leer, und die wenigen, unbestimmten, die noch darin haften, waren blaß und verschwommen. So war Simplicius vielmehr ein Wiedergeborener als ein Auferstandener. So „entdeckte“ er allmählich, im Lauf der Tage, zu seinem unfäglichen Entzücken die schönen und

die gewaltigen Dinge seiner Umgebung, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Allmählich nur entdeckte er sie; denn seine Kräfte waren noch gering, und bloß mit Mühe vermochte er sich im Umkreis von wenigen Schritten auf Händen und Füßen vorwärtszuschleppen. Allein schon am ersten Tage seiner Wiedergeburt hatte er auf einem Stein der Grotte ein Häuflein länglicher, goldiger, runzeliger Dinger entdeckt, die er alsbald zum Munde führte und gierig kostete, ohne daß er sich auch nur ihres Namens erinnert hätte. Es waren Datteln. Noch größere Freude empfand er, als er das Wasser entdeckte. Gleich im Anfange, nachdem er wieder zu sich gekommen war, hatte sein Ohr, im wirren Zusammenklang der Geräusche ringsum, gewisse zarte Laute wahrgenommen, die sich von den andern durch ihre Lieblichkeit und den größeren Zusammenhang ihres Gesanges unterschieden und ihm wie eine immer deutlicher und beharrlicher sich wiederholende Einladung vorliefen. Das alte Kind schleifte sich auf den Knien bis zu dem Ort, woher der Ruf der muntern Stimmchen drang, und als er die Quelle erreicht hatte, stieg ihm ein helles, fröhliches Lachen aus der Brust auf und brach die Starrheit, in der er noch gefangen gelegen hatte. Und die Freude wurde zum Jubel, als ihn angesichts eines schwimmenden Blattes die Luft ankam, etwas ins Wasser zu werfen. Er warf eine Blume, ein Steinchen hinein, und seine jubelnde Freude war so lieblich und unermüdblich wie die kleinen Kreise, die sich spielend einer aus dem



Alfred Marxer, Zürich-München.

Chrysanthem-Stillleben (1909).